



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

K., I.: Populare Literaturskizzen : die deutschen Lyriker.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Populare Literaturskizzen.

Die deutschen Lyriker.

I.

Die Poesie gleicht einer großen Kirche. Tausende strömen ihr zu, um Gemüth und Herz zu dem Ueberfinnlichen zu erheben; aber in jedem dieser tausend Herzen, in jedem dieser tausend Gemüther lebt ein anderer Wunsch, ein anderes Bedürfniß. Wie selten begegnen sich zwei Menschen, die von der Gottheit ganz gleiche, in allen Theilen übereinstimmende Begriffe haben. Jeder stellt sich den Schöpfer nach seiner eigenen speziellen Weise vor, je nachdem seine Phantasie glänzend oder farblos, sein Herz freudig oder düster, sein Verstand durchdringend oder oberflächlich ist. Die Schrift lehrt uns: Gott habe die Menschen nach seinem Ebenbilde erschaffen; die Philosophie lehrt uns: Der Mensch erschaffe sich seinen Gott stets nach dem Ebenbilde seiner selbst.

Und gerade so ist es mit der Poesie. Was ist Poesie? Fast Alle fühlen es, aber fast Jeder wird Euch anders antworten. Selten giebt es zwei Personen, die ein und dasselbe bei ihr suchen. Der Eine verlangt von ihr Zerstreuung, der Andere Erbauung, der Dritte ein Spiel frivolen Witzes, der Vierte einen Duell sentimentaler Thränen und ein Fünfter will bescheidener Weise Alles dieß zusammen!— Treten wir in eine Kirche, und mustern wir das Herz der Knieenden. Der Eine betet um Brod, der Andere um Vergrößerung seiner Reichthümer, der Dritte um Liebe, der Vierte um Rache. Hier steht eine bleiche Mutter um das Leben ihres kranken Kindes, dort erwünscht sich ein wüster Sohn den Tod seines reichen Vaters. Der

Eine sieht in Gott einen Großmarschall, der ein fettes Amt zu vergeben hat, der Andere hält ihn für einen Banditen, der ihn, durch einen raschen Stoß ins Herz, von seinem Feinde befreien soll. Mit der Poesie ist es nicht anders. Der Dichter schickt sein Werk in die Welt; tausend Hände greifen darnach. Aber wie anders wirkt es auf den Jüngling, wie anders auf den Mann; wie anders auf den einsamen Landbewohner, wie anders auf den übersättigten Städter, wie anders auf die glückliche Braut, wie anders auf die Mutter, die ihr einziges Kind verlor.

Daher giebt es auch so viele Dichtungsarten, die trotz aller Vortrefflichkeit dennoch bei einer großen Masse des Publikums nicht zünden, z. B. das Epos, die Idylle, das Lehrgedicht und überhaupt alle jene, die eine gewisse Kunstbildung bei dem Leser voraussetzen. Es giebt Menschen, welchen das herrlichste Drama von Shakspeare zuwider ist, die dagegen aber bei einer kleinen Fabel ganz entzückt sich gebenden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß fast jedem Menschen ein gewisser poetischer Instinkt angeboren ist; nur muß man nicht verlangen, daß Alle an demselben Gegenstande Wohlgefallen finden sollen. Der Bandit in den Abruzzern, der sich vielleicht durch irgend ein wildes Volkslied zu einer höhern That entflammen läßt, — wird sich eben nicht gerührt zeigen, wenn man ihm eine Scene von Alfieri vordeflamiren möchte. Umgekehrt, wollte man eins jener lustigen und lecken Stücke, welche im Theater Santo Carlino das neapolitanische Volk in Entzücken versetzen, einer feinen pariser Dame, die auf die raffinirteste Bildung Anspruch macht, vorlesen, sie würde dem Vorleser die Thüre weisen. Ist darum in Alfieri weniger Poesie, weil sie der rohe Geselle nicht versteht, ist darum in dem italienischen Volksstück weniger Humor, weil man in dem Salon der Madame Recamier saure Gesichter dazu schneiden würde? Die Ursache liegt nur darin, daß nicht jeder Schlüssel für alle Schlösser taugt. Giebt es doch nicht nur einzelne Individuen, sondern auch Nationen insgesamt, die sich von gewissen Gattungen der Poesie gänzlich abzuwenden scheinen. Die Deutschen z. B., die so reich an trefflichen dramatischen Dichtungen sind, zeigen sich dagegen eben so arm an epischen Dichtungen. Die wenigen, die wir besitzen, wie Klopstocks Messias, Wielands Oberon, schrumpfen zu Zwergen herab, wenn

man sie etwa mit Miltons verlorenem Paradies oder gar mit Camoenss Lusade vergleicht. Die Italiener hingegen, welche die herrlichen und unvergleichlichen Eposden eines Tasso, eines Ariost besitzen, sind dagegen wieder ganz entblößt von acht tragischen Dramen, und selbst Alfieri, ihr bester Tragiker, verhält sich zu Schiller und Shakspeare wie eine silberne Zimmerschelle zu einer metallenen Kirchenglocke.

Eine einzige Gattung von Poesie giebt es, die bei allen Völkern eine Heimath hat, und auf alle Menschen ihre Macht erstreckt — die lyrische Poesie!

Die Aesthetiker theilen bekanntlich alle Poesie in drei Hauptabtheilungen ein; in lyrische, epische und dramatische. Die lyrische Poesie stellen sie dabei auf die unterste Stufe. Denn, sagen sie, das lyrische Gedicht besteht darin, daß es sich nur mit unserem eigenen Ich beschäftigt, während das Epos und das Drama auch Andere in ihre Kreise ziehen. Das lyrische Gedicht spricht nur unsere Empfindung aus; aber auch der Vogel singt seine Empfindung, und bei den rohesten Völkern findet man Liebeslieder. Das Epos und das Drama hingegen stellen die Empfindung und das Leben Anderer dar, und dazu gehört ein höherer Geist und ein höherer Verstand. Wohl sind Drama und Epos größere Kunstwerke, aber darin liegt ja eben die Allmacht der Lyrik, daß sie der Natur am nächsten steht! Wie kunstreich ist nicht der Bau einer Violine, wie viel Mühe und Material bedarf es nicht um ein Clavier zu bauen, und doch wird uns jeder Musiker, sagen die menschliche Stimme sei der schönste Ton unter allen andern Tönen. Dieser Ton aber liegt in unserer Brust, die Natur hat ihn uns gegeben und die Kunst braucht nur ein Kleines dazu zu thun, um ihn zu bilden. Und eben so ist es mit der Lyrik. Der Ton liegt in unserer Seele; in dem Momente der Freude, des Schmerzes, der Furcht und der Rettung sind wir Alle lyrische Dichter, der Gelehrte wie der Bauer, der Seelforger und der Bandit. Nicht Alle haben die Gabe, die Empfindung auszusprechen, aber Alle sind davon durchdrungen. Finden wir nun aber einen Dichter, der solchen Gefühlen Worte leiht — wie finden wir uns zu ihm hingezogen, wie sind wir durch ihn erschüttert!

Man lese jenem wackern Handwerksmanne einmal die Iliade vor, und er wird vor Langeweile die Hände ringen; man führe jenen Bauer einmal ins Theater, und er wird bei den schönsten Re-

den lauter Schnarchen, als der Schauspieler deklamiren kann. Aber derselbe Bauer, derselbe Handwerker wird Euch die schönsten Lieder singen von seiner Liebe und von seinem Glauben, von seiner Freude und von seinem Trübsal, von seinem Vaterland und von seiner Hütte. — Das Drama und das Epos sind kostbare Pflanzen, die einen cultivirten Boden verlangen; die Lyrik wächst aber wie eine grüne Eiche frei im Walde auf, und lockt Jederman in ihren heimlichen Schatten. Das Drama und das Epos sind wie Bildhauerkunst und Malerei, es bedarf eines scharfen, eines höhern Verstandes, um die Gruppen zu begreifen. Die Lyrik aber ist wie die Musik, überall verständlich, überall geliebt. Der Knabe an der Mutter Brust wird mit Lyrik eingewiegt, der Greis auf der Bahre wird mit Lyrik zu Grabe begleitet.

Deutschland, die Heimath der Eichen und der Musik, ist auch ein gedehlicher Boden für das lyrische Gedicht. In einem Lande, wo die Bewohner mehr inneres als äußeres Leben haben, mehr fühlen als sprechen, mehr denken als handeln, da muß natürlich eine Dichtungsart, die eben nur mit Fühlen und Denken sich beschäftigt, und das Handeln ausschließt, ganz besonders üppige Zweige treiben. In Frankreich, wo die That rascher noch als der Gedanke fliegt, und wo die Zunge zum Wenigsten eben so schnell als das Herz sich bewegt — da ist die lyrische Poesie ziemlich sparsam ausgesäet, und außer Beranger, Lamartine und Victor Hugo zählt die französische Literatur gar wenige Lyriker von Bedeutung. Corneille, Racine und Molière haben keine lyrischen Gedichte hinterlassen, wenigstens keine, die im Munde des Volkes leben. In Deutschland hingegen hat jeder große Dichter neben dem Hauptgebäude, das er aufgeführt, noch eine Reihe voll grüner und frischer lyrischer Gärten angelegt: Göthe, Schiller, Wieland, Klopstock, Kleist, Tieck, Schlegel, und das Volk erquickt sich oftmals noch lieber in den grünen Gebüsch, als in dem stolzen und prächtigen Hauptpalast. Ein einziger großer deutscher Dichter hat keine lyrischen Gedichte hinterlassen — Jean Paul. Aber man würde sich täuschen, wenn man glauben wollte, er habe durchaus eine Ausnahme gemacht. Jean Paul unterscheidet sich von unsern übrigen großen Dichtern nur darin, daß er keine Gärten von Außen angelegt hat, daß er seine lyrischen Gedichte nicht in eigene Hecken und Alleen abgetheilt, sondern daß er

innerhalb seiner Gebäude selbst sie angelegt hat, so daß man in Mitte aller seiner Gemächer und Kunstbauten plötzlich auf einen Baum; auf ein Blumenbeet stößt, das aus der Erde hervornächst, unbeflümmelt, ob es auch hierher paßt.

Auf einen merkwürdigen Umstand muß ich hier insbesondere aufmerksam machen, da er einen seltsamen Charakterunterschied zwischen Deutschland und Frankreich hervorhebt. Der Franzose, der im gewöhnlichen Leben so gerne sich hören läßt und so rüstig zu sprechen liebt, wird zu den Zeiten des Kampfes wortfarg und schweigsam; ernst und stumm zieht er in die Schlacht, und wo die That beginnt, verstummt sein Wort. Aus der ganzen begebenheitschweren Revolutionsperiode, aus der ganzen sieg- und verlustreichen Kaiserzeit ist ein einziges Lied zurückgeblieben: die Marseillaise. Die französische Poesie, eine Poesie der Geselligkeit und des Wohllebens, verstummt, sobald die Gesellschaft gestört ist. Die deutsche Poesie hingegen, eine Poesie der Innerlichkeit und der Melancholie, flammt gerade in solchen Momenten um so höher auf, wo die Nation in Aufregung ist. Der Deutsche, im gewöhnlichen Leben so schweigsam und verschlossen, erhält in dem Augenblicke, wo der Kampf hereinbricht, tausend Zungen, singend und dichtend stürzt er sich in die Schlacht. Nie hat die deutsche Lyrik so wunderbar und reich getönt, als in den glorreichen Kriegsjahren 1812 und 1813. Brauch' ich erst den Namen Theodor Körners hier zu erwähnen, der von Wien, aus den Armen einer geliebten Braut, aus den fröhlichsten und glücklichsten Verhältnissen sich gerissen, um den deutschen Befreiungsheeren seine Schlachtlieder vorzusingen, und fechtend zu dichten, und dichtend zu sterben? Und Rückert und Arndt, und Schenkendorf und Uhland, sind sie nicht Alle in jener aufgeregten Zeit entstanden?

Das ist das Eigentümliche der deutschen Lyrik, daß sie wie ein Strom das Land durchzieht, und alle Bewegungen der Nation in ihren Wellen abspiegelt. Alle Kämpfe der Philosophie, der Religion, der Politik, aller Haß, alle Liebe, welche das Volk bewegen, schwimmen in den Wellen dieses Stromes. Die Lyrik ist oftmals für Deutschland das, was die Journalistik für Frankreich war. Ein Journalartikel, der die Franzosen in Feuer und Flamme setzt — läßt den bedächtigen, schwerbeweglichen Deutschen ruhig seine Pfeife schmauchen. Ein einfaches Lied hingegen, welches man in Frankreich

nicht beachten oder gar bespötteln möchte, kann einem Deutschen das Blut zu Kopfe jagen. Das praktische, thatenliebende Frankreich ist das Land der Prosa. Wollt Ihr den Franzosen ergreifen, müßt Ihr rhetorisch auf ihn wirken. Der Weg zu seinem Herzen geht durch seinen Kopf. Das unpraktische, träumerische Deutschland ist das Land des Verses; will man den Deutschen hinreißen, muß man nicht rhetorisch, man muß lyrisch ihn aufzuregen suchen. Der Weg zu seinem Kopfe geht durch sein Herz. Frankreich besitzt eine sehr mäßige Zahl großer Dichter, dafür aber eine glänzende Reihe der herrlichsten Rhetoren. Deutschland zählt einen Phalanx der erhabenen Dichter, aber an Rednern ist's ärmer als jedes andere Volk der Welt, weil es das unpraktischste unter allen ist.

II.

Um eine rasche Uebersicht über die lyrischen Produktionen der deutschen Poesie zu gewinnen, wollen wir sie in vier Hauptabtheilungen einreihen, nach den vier Hauptideen, welche die moderne Welt am Meisten bewegen: Religion, Kunst, Philosophie und Staat.

Die Religion war fast bei allen Völkern die erste Quelle und Urheberin der Dichtung; um wie viel mehr in Deutschland, wo der Glaube immer einen saftigen Boden fand. Eigentlich ist jedes Gebet an und für sich schon Poesie, da es einen Schwung, eine Erhebung zu dem Uebersinnlichen voraussetzt. Die Form thut hier weniger zur Sache als bei andern Gattungen, und wir finden, daß eine lateinische Messe, die von dem gemeinen Volke nicht verstanden wird, dennoch mit derselben Andacht, mit derselben Gottergebung, gebetet wird, als wie das klarste und verständigste Kirchenlied aus Wegels Chorbuch. Die reinere Kunstform der religiösen Poesie der Deutschen beginnt in Luthers Zeit, und erreicht durch Haller, Klopstock, Stolberg, Tieck, Novalis ihren Höhepunkt. Die deutsche Poesie hat ihrer innersten Natur gemäß auf diesem Felde mit besonderer Vorliebe sich angebaut; ja, es gab sogar eine Zeit, wo die religiöse Poesie alle andere zu verschlingen drohte. Es war dieß zu der Epoche Klopstocks, wo die Messiade zu tausend Nachahmungen lockte, und die deutschen Dichter, welche damals noch in den Kinderjahren standen, in der religiösen Poesie ein Universalrezept sahen, welches ohnfehlbar die Unsterblichkeit verleiht. Das war eine sonderbare Zeit, wo Bod-

mer seinen Noach schrieb, Wieland die Prüfung Abrahams, wo man die Kraft der heiligen Schrift in einzelne Verse verwässerte; die ganze Poesie jener Zeit ist nichts als ein Händefalten und ein Augenver-drehen. Man wollte aus der Heiligkeit der Bibel einige Fäden zu seiner eigenen Glorie abzupfen, man täuschte sich selbst und glaubte zu dichten, indem man die Worte des Evangeliums aus ihren schö-nen Fugen riß, um sie verstümmelt in Reime zu versetzen. Aber plötzlich erschien in der Mitte dieser nebeligen Zeit ein Mann mit heiterem Angesicht und schönen, hellen Augen; mit einer einzigen Handbewe-gung riß er die schwarzen Tücher herab, mit welchen die deutsche Poesie behangen war, und das weltliche Sonnenlicht schien darauf lachend und spielend durch die offenen Fenster. Dieser Mann hieß Johann Wolfgang Göthe.

Mit Göthes Erscheinung beginnt die zweite Epoche un-serer lyrischen Poesie: die Periode der Kunst! Bisher hatte man der Dichtkunst immer einen bestimmten Zweck unterlegt, man schrieb Gedichte und Dramen aus gleichem Grunde, wie man Zuchthäuser und Moralschulen erbaute, zur Besserung der Sitten, zur Befestigung des Glaubens; die Poesie war nur ein Herold, der einen Teppich ausbreitete, auf welchem Moral und Religion in feierlichem Zuge einerschreiten könnten; Göthe war der Erste, der die Poesie als unabhängig erklärte, und sie vom Vasallendienste los sagte, und ihr die Krone als Selbstherrscherin aufsetzte. In Göthes Liedern erscheint die Poesie zum Erstenmale um ihrer selbst willen und hat keinen an-dern Zweck, als eben Poesie zu sein — ein abgeschlossenes, für sich selbst bestehendes Kunstwerk. Ein Gedicht wie der „Erlkönig“ war bis dahin aus dem Kreise unserer Literatur ausgeschlossen, denn welcher Zweck, welche Lehre wäre aus diesem phantastischen Spuk hervorzunehmen? Und vollends aus dem heidnischen „Gott und die Bayadere,“ aus der „Braut von Corinth“ und so vielen andern Liedern, die für Religion und Moral nicht die mindeste Bereicherung bieten. Man vergleiche nur Bürgers Leonore mit dem Erlkönig, und man wird das Gesagte leicht begreifen. Beide Gedichte sind denselben Elementen entnommen, dem Herübertragen einer andern Welt, unserem Zusammenhang mit un-sichtbaren Mächten. Aber bei Bürger hat dieses ein religiöses Gesetz zum Grunde, Leonore hat Berwünschungen gegen den Schöpfer aus-gestoßen, und von diesem Augenblick ist die Schöpfung für sie verlo-

ren. Das Leben wird gespenstisch um sie herum, und indem sie den Geliebten zu umarmen denkt, umarmt sie der Tod. Eine Vergeltung, eine Strafe ist es, der sie verfällt. Von allem Dem ist im Erikskönig keine Spur. Um das arme Kind belebt sich gleichfalls in finsterner Nacht die Natur. aber kein religiöses Gesetz giebt ihr dieses Leben — Ein verkorrter Weidenbaum, ein Nebelstreif, ein Windstoß stürzen den zarten Knaben in Todesangst, und diese Angst reicht für den Dichter hin, sein Kunstwerk zu schaffen. Er sieht all die lebenden Gestalten, mit welchen die aufgeregte Kindesphantasie die Natur bevölkert, und diese Gestalten hält er fest und malt sie hin, und ist sicher, daß der Leser das Echo der Angst empfinden wird, welches den Knaben tödtet. Bürgers Zweck ist die Moral, der bessernde Eindruck, den sein Gedicht auf den Begriff des Lesers äußern soll. Göthe war es nur um das Kunstwerk, um die Empfindung zu thun, welche es hervorbringt. Bürgers Standpunkt ist die Bibel, Göthes Standpunkt ist die Natur. Bürgers Gedicht kann nur solchen Völkern verständlich sein, welche in unsern Begriffen über Religion und Moral emporgewachsen sind, Göthes Gedicht aber kann auf den heidnischen Griechen oder auf den Braminen in Hindostan denselben Eindruck machen, den es auf uns macht. Diesen Maßstab muß man bei allen Götheschen Gedichten anlegen, es ist die erste Regel, wenn man sie begreifen will.

Einer Haupteigenthümlichkeit der Götheschen Gedichte muß hier erwähnt werden. Sie gleichen meistens jenen Brustbildern, in welchen nur der Haupttheil des menschlichen Körpers abgezeichnet ist. Denn, so wie der Maler voraussetzt, daß sich der Beschauer Hände und Füße und das sonst Fehlende dazu denken werde, so schließen die Götheschen Gedichte keineswegs das ganze fertige Bild in ihren Rahmen ein, sondern sie verlangen von dem Leser das, was der Dichter unvollendet ließ, durch seine Phantasie fortzusetzen. Wer daher ein solches Gedicht rasch durchliest, und der Meinung ist, er sei bei der letzten Strophe mit dem Ganzen zu Ende, der wird diesen Gedichten nie großen Geschmac abgewinnen, wie sehr er auch damit prahlen mag. Um Göthe zu genießen, muß man nach dem kleinsten Gedicht das Buch zumachen, und wenn man kann, auch die Augen, und muß ein Weilchen stille sitzen, und den Ton forttönen lassen, den der Dichter angeschlagen. Diesenigen unter meinen

Lesern, welche Webers Freischütz noch nicht vergessen haben, denen kann ich kein besseres Bild der Götheschen Gedichte geben, als indem ich sie an jenen berühmten Chor der Landleute erinnere, der sich allmählig hinter der Scene verliert, und gar nicht durch einen Schlußaccord abgeschlossen wird. So sind die meisten Lieder von Göthe, sie haben keinen Schlußaccord im Buche, sondern tönen hinter der Scene immer leiser und leiser verhallend fort. Zu den glücklichsten Nachfolgern dieser Richtung Göthes zählt man August Wilhelm Schlegel, Wilhelm Müller, Graf Platen und in neuester Zeit besonders Nicolaus Lenau.

Ganz verschieden von diesen beiden erwähnten Dichterschulen, welche die Religion und die Kunst repräsentiren, und in Klopstock und Göthe ihre Führer haben, ist die dritte Schule, welche mit dem Namen der philosophischen Poesie zu bezeichnen ist, und an deren Spitze Schiller steht.

Nimmt man die Balladen aus, in welchen Schiller allerdings mit Göthe Aehnlichkeit hat, da sie meist auf Göthes Veranlassung entstanden sind; nimmt man die Balladen aus, so wird auch dem ungeübtesten Leser alsogleich der Unterschied in die Augen springen, der zwischen den Gedichten unserer beiden Hauptdichter besteht. Die Götheschen Gedichte entrieseln der Empfindung, die Schillerschen entrieseln dem Gedanken. Um mit Göthe zu fühlen, muß man zu der Quelle seiner Gedichte hinabsteigen; man muß in eine gewisse Stimmung sich versetzen, um die Empfindung des Dichters theilen zu können. Schiller aber erfaßt rasch mit dem glänzenden Strom seiner Gedanken, er bedarf nicht erst die Stimmung abzuwarten, das Glockengetöse seiner glänzenden Worte stürzt in eine süße Betäubung, und wir schlürfen seine Gedanken ein, ohne uns zu bewegen, unbewußt und unwillkürlich. Es wäre überflüssig, auch nur ein einziges Wort zur Erklärung dieser Gedichte zu sagen, die das große, prachtvolle Thor bilden, durch welches die Jugend wie der Fremde, in die Hallen der deutschen Poesie zuerst einschreitet. Für die Fremden jedoch, welche die deutsche Literatur zu ihrem Studium machen, kommt viel darauf an, von welcher Seite sie in die Schillerschen Gedichte hineintreten. Die meisten solcher Leser gehen den gewöhnlichen Weg von vorne hinein, beginnen mit Sektors Abschied; und stolpern über die Gedichte der ersten Periode

langsam vorwärts. Dieses ist ein etwas gefährlicher Weg. Mancher Fremde ist auf diesem Gang verunglückt; er ist von den steinernen Versen der „Gruppe aus dem Tartarus“ und der „Fantasie an Laura“ niedergeschmettert worden, und auf dem Platze geblieben, ohne weiter zu schreiten. Die Sammlung von Schillers Gedichten gleicht jenen Häusern, die nach vorn heraus die Fenster mit Steinen vermauert haben, während das Hintergebäude, in der Mitte eines reizenden Gartens liegend, die schönste Erquickung dem Auge bietet. Ich würde daher jedem Nichtdeutschen rathen, bei Schiller denselben Weg einzuschlagen, den man so oft im Leben einschlagen sieht, nämlich den Weg durch die Hinterthüre. Der Franzose namentlich stößt hier alsogleich auf einen guten Bekannten, nämlich auf das Gedicht an Göthe, als er den Mahomet auf die Bühne brachte, und er kann sogleich hören, wie Schiller über die deutsche Poesie, gegenüber der französischen, gedacht.

Nicht Muster darf uns der Franke werden,
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist,
Des falschen Anstands drückende Geberden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist;
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er kontine, wie ein abgeschiedner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

Zu den besten Dichtern der Schillerschen Schule zählt man Gustav Schwab, Justinus Kerner und Baron von Jellitz — vor allen andern aber den herrlichen, von ganz Deutschland mit Begeisterung geliebten Uhland. Der Letztere, Ludwig Uhland nämlich, wird von einigen modernen Kritikern noch über seinen Meister Friedrich Schiller gesetzt. So viel wenigstens ist gewiß, daß seit Schiller kein deutscher Dichter in das Herz des Volkes so eingedrungen ist, als Uhland, dessen Gedichtsammlung zum Erstenmale 1813 erschien, und seitdem nicht weniger als 16 Auflagen erlebt hat.

Indem ich aber Uhland der Schillerschen Schule beizähle, muß ich zugleich erwähnen, daß er auch einen der Hauptrepräsentanten der vierten Klasse der deutschen Lyriker bildet, nämlich jener, welche den Staat zum Gegenstande ihrer Lieder machen, oder mit andern Worten, der sogenannten politischen Dichter.

Es ist hier nicht der Ort, über die politischen Zustände zu sprechen, welche wie Bandwürmer im Bauche Deutschlands sich winden; wenige Andeutungen werden genügen. In einem Lande, wo die Presse in ihren Bewegungen gehemmt ist, muß sich der Gedanke mündlich mitzutheilen suchen, grade so, wie ein Mensch, dem man die Hände auf den Rücken gebunden hat, es versucht, wenigstens durch Schreien sich Luft zu machen.

Den Anblick eines solchen gebundenen, aber schreienden Mannes bietet nun Deutschland in seinen sogenannten politischen Poeten. Alles was die Censur aus den Tagesblättern zurückweist, häuft sich als Stoff in diesen politischen Poesieen, und all die Beschwerden, welche nicht erlaubt sind, auszusprechen, versuchen diese Dichter auszufingen. Denn die Poesie hat den Vortheil voraus, daß sie manches verhüllen kann, was die Prosa grade herausagen, und daß sie hinter einem Bilde manches errathen lassen darf, was diese klar und deutlich auseinanderlegen muß. So giebt es in Deutschland, namentlich in den letzten zehn Jahren, eine Art poetische Jäger, die hinter dem grünen Busche der Poesie her die gefährlichsten Schüsse in die Mißbräuche der politischen und socialen Welt senden.

Man kann nicht behaupten, daß die Poesie an und für sich dadurch bereichert werde — ein politisch Lied, ein garstig Lied, sagt Göthe. Die Poesie ist etwas Ewiges, und die Politik nur zeitlich, wo sich das Ewige mit dem Zeitlichen verbindet, da wird es immer von seiner Höhe herabgerissen. Wenn wir in neuester Zeit Hoffmann von Fallersleben, Herwegh und ähnlichen politischen Dichtern tausend Kränze reichen sehen, so sind dieß freilich keine solche, wie Göthe sie seinem Tasso auf die Stirne drücken läßt. Es sind keine Kränze, die aus den ewigen Gärten der Hesperiden gepflückt sind; es sind nur Blätter, welche der Wirbelwind der Zeit zusammengefügt hat. Aber die Zeit zahlt dabei nur den Tribut der Dankbarkeit an die edlen Kämpen, die für die Bedrängte den Handschuh hinwerfen, und mit tausend Stimmen nach West und Süd, und Nord und Ost die Unbill verkünden, welche man ihr zugefügt. — Wird ihre Stimme gehört werden?

Die politische Poesie hat in Deutschland die Gemüther aufgeregt, und ihnen Theilnahme eingeflößt, für die jahrelange Gefangenschaft der Presse. Mit Aengstlichkeit harret die Nation der neuen

Dinge. Mit unsicherem Blick betrachtet man die augenblickliche, theilweise Erleichterung, welche man der Gefesselten schenkte; ja, die Stimmen fehlen nicht, die in dieser Erleichterung nur eine gefährliche Probe sehen, und die zittern, daß ein Fallstrick dort liege, wo sie Freiheit zu erblicken glaubt! — Wie wird das enden, fragt man sich?

Denk' ich noch der Kinderjahre
Wo die Amme uns erzählt
Schauernmärchen, wunderbare —
Eins davon noch jetzt mich quält.

Jene Mär vom Blaubartfriesen,
Hausend hoch im Felsenschloß,
Königstochter, weit gepriesen;
Führt er heim als Eh'genos.

Ach! ins Unglück sie zu führen,
Sinnst geheim sein böser Plan;
Und die Schlüssel aller Thüren
Traut' er ränkevoll ihr an.

„All' die Säle, all' die Orte
„Darfst Du öffnen, darfst Du sehn,
„Nur vor jener goldnen Pforte
„Bleib' dein Fuß gefesselt stehn! —

Heimlich doch hat sie erschlossen
Das geheimnißvolle Thor. —
Weh! aus rothen Quellen flossen
Blut'ge Ströme draus hervor.

Starrheit faßt sie und Ergrauen
Auf dem Marmor hingestreckt,
Sieben Leichen holder Frauen
Zagend setzt ihr Aug' entdeckt.

„Bist gegangen in die Falle!“
Schreit der Rief ihr plötzlich zu —
„Wie die andern Opfer alle,
Königstöchter, so wie Du!“

Und er schwinget rasch die Peule.
Zu dem Todesstreich empor —
Da ertönt's, wie Schlachtgeheule:
Ihre Brüder stehn am Thor!

Ob der Brüder wad'rer Degen
Von dem Henker sie befreit?
Ob sie seinem Beil erlegen? —
Nimmer weiß ich es zur Zeit.

Doch will mir die Brust zerspringen
Denk ich jener Kindermähr,
Kann sie aus dem Sinn nicht bringen,
Gleich als lebt es um mich her.

Ist mir's doch, ihr lieben Brüder,
Als ob hielt der Bergkoloß
Unsre Schwestern, unsre Lieder,
Eingesperrt im Felsenschloß.

Sucht sie heimlich zu umgarnen,
Läßt sie aus dem Auge nie;
Glaubst Dich sicher? Laß Dich warnen,
Königstöchter Poesie!

Wohl als Schlüssel aller Thüren
Hängt die Harfe ihr zur Seit',
Doch darf sie die Saiten rühren
Ungehemmet, ungeschent?

Jenes Thores goldne Riegel,
 Die zu öffnen ihr verwehrt,
 Sind des Sanges höchste Flügel,
 Ist des freien Wortes Heerd.

Wehe! wenn im Götterdrange
 Unbegrenzt, unbeeugt,
 Im begeisterten Gesange
 Sie die goldnen Pforten sprengt.

Ob wir, Brüder, sie wohl retten
 Aus des Riesen Dienstbarkeit?
 Ob wir sprengen ihre Ketten?
 Nimmer weiß ich es zur Zeit.

I. R.